

1. Die Neue Welt

10. Oktober 2065

Im Hopi-Reservat in Arizona

Über den Bergen ging die Sonne auf und tauchte die Meditationshalle des Klosters in orangegelbes Licht. Die Meditierenden blinzelten mit den Augen, ein Lächeln überzog ihre Gesichter. Wie jeden Morgen hatte sie eine Stunde vor dem Morgengrauen der Gong geweckt, mit dem Dirk durch die Gänge der Schlafgemächer gelaufen war. Er hatte sich nicht leise und vorsichtig bewegt, wie es seinem Gefühl der frühen Morgenstunde entsprochen hätte, sondern war bewusst mit der Ferse auf die Holzbohlen aufgetreten und hatte den Schlägel hart gegen den Gong geschlagen. Nur so konnte er sicher sein, alle aus ihren Träumen geweckt zu haben.

Die Nonnen und Mönche waren aufgestanden, hatten sich gewaschen und betraten die Große Halle, indem sie sich dreimal verbeugten. Die Thera¹ saß schon vor der goldenen Buddhastatue und hatte die Räucherstäbchen und die Kerzen auf dem Altar angezündet, die von den Bewegungen der Eintretenden flackerten.

Die Bewohner und Besucher des Klosters suchten sich einen Platz, auf dem sie sich für die eine Stunde dauernde Morgenmeditation einrichteten. Auf dem Holzfußboden waren mit Kapok gepolsterte Matten ausgebreitet, auf denen Meditationskissen lagen. Einige hatten das Kissen beiseitegelegt und sich nur auf eine gefaltete Decke gesetzt.

Die Meditierenden nahmen den ganzen oder halben Lotussitz ein, streckten den Rücken und schlossen die Augen so, dass sie durch einen Schlitz den von den Kerzen beleuchteten Buddha sahen. Den Buddha oder die Kerzen im Auge zu behalten, war ein bewährtes Mittel, um nicht wieder einzuschlafen.

Die Thera hob die Hände und legte sie vor der Brust gestreckt aufeinander. Alle im Raum Anwesenden verbeugten sich und nahmen Zuflucht zu den drei Juwelen, Buddha, Dharma und Sangha: Buddha, der den Weg der Erleuchtung gefunden hatte, Dharma, in dem er den Weg beschrieb und Sangha, die Gemeinschaft derer, die den Weg gemeinsam beschritt.

Die Thera fiel mit fester Stimme in den Morgengesang, den die Teilnehmer leise aufnahmen. Die Singenden hatten ihre Mitte noch nicht gefunden, die Töne kamen gepresst aus der Brust.

Es dauerte eine Weile, bis alle ihre Ruhe fanden und der Raum mit dem Gesang schwang. Die monotone Melodie erfasste jeden Winkel und verband Luft, Raum und Meditierende zu einer Einheit. Die Körper der Singenden entspannten sich und strahlten die Freude aus, den dämmernden Tag mit ihrer Meditation einzuleiten. Nach dem Gesang trat Stille ein. Die letzten korrigierten ihre Sitzpositionen, bis auch sie zur Ruhe kamen.

Der Morgen war kühl, doch keiner spürte die Frische, weil sie sich gegenseitig wärmten, wie die Kühe im Stall. Wobei nicht die Körper sich wärmten, sondern die Anderen, die genauso verschlafen waren und mit der Meditationshaltung kämpften.

Nach der Meditation zogen alle schweigsam in den großen Essensaal, wo an langen Holztischen der Küchendienst das einfache Frühstück mit Teetassen und einem Haferbrei gedeckt hatte. Sie nahmen das Essen in Stille ein.

Dirk ging seiner Lieblingsbeschäftigung nach und holte sich den Rutenbesen aus dem Schuppen, den mit grob behauenen Steinen gepflasterten Innenhof zu fegen. Er war allein und ungestört an der frischen Luft des aufgehenden Tages. Es fröstelte ihn, nachts gab es den ersten Frost, doch nach 20 Schwingen mit dem Besen würde er die Kälte vergessen haben.

Dirk war alt geworden, älter, als er es jemals für möglich gehalten hatte. Er hatte gefeiert, Drogen genommen, viel Alkohol getrunken, damals in Hamburg. Sie hatten die Nacht zum Tage gemacht, bis spät mit ihrer Band geprobt, und waren dann für die langen Absacker in die Kneipen gegangen, wo sich das Personal aus den Musikschuppen trafen, die nach einem Ende des Tages suchten.

¹ Thera ist ein Ehrentitel für Mönche und Nonnen, wenn deren Ordination mehr als 10 Jahre zurückliegt. Theras sind in vielen Fällen auch die spirituellen Leiter eines Klosters.

Irgendwann bröckelte die Front, und die Freunde an den anderen Instrumenten kamen unregelmäßig und gaben fadenscheinige Entschuldigungen. Sie mochten nicht sagen, dass sie früh mit Kunden verabredet waren, oder dem Richter Rede und Antwort stehen mussten für ihren Klienten, der wiederholt in Wohnungen eingebrochen war.

Eines Abends fuhr Dirk wie regelmäßig mit dem Auto nach Hause, weil ihm das Taxi zu teuer war und er ein guter Autofahrer war, der auch mit Pegel alles unter Kontrolle hatte. Die Kneipenmannschaft wusste das und reservierte ihm einen starken Kaffee, bevor er aufbrach. Es war zwecklos, ihm das Autofahren unter Alkohol auszureden, er schien sich etwas beweisen zu müssen, worauf sie keinen Einfluss hatten.

Es passierte auf der Reeperbahn in Höhe der Davidswache. Dirk war so mit der Ampel beschäftigt, die auf Gelb sprang und obwohl er Gas gab, er die Kreuzung erst bei orange erreichte. 100 Meter weiter tat es einen dumpfen Schlag auf der rechten Seite, Dirk bremste instinktiv und sofort traten ihm Schweißperlen auf die Stirn. Er schaltete den Warnblinker ein, dann wieder aus und drehte sich langsam in alle Richtungen, sah aber niemanden, der sich um ihn kümmerte. Er stieg aus, schlich zum rechten Kotflügel, der neben dem Eingang zur Freilichtbühne zum Stehen gekommen war, und untersuchte flüchtig den Straßenrand. Die Stelle lag im Halbdunkel der Bühne. Als er nichts Auffälliges feststellte, setzte er sich wieder ins Auto und fuhr nach Hause.

Er schlief im Vollzeug auf dem Bett ein. Morgens hatte er Kopfschmerzen. Dirk hatte nie Kopfschmerzen vom Trinken. An diesem Morgen hatte er Kopfschmerzen, und er wusste wovon: Der dumpfe Schlag auf der Straße pochte in seinen Ohren, als höre er die Schmerzensschreie eines Wesens, das sich gerade so weit geschleppt hatte, dass er es nachts nicht entdeckte.

Auf dem Weg zur Arbeit machte er einen Schlenker an der Unfallstelle vorbei. Er traute sich nicht, anzuhalten, um nicht die Aufmerksamkeit der Polizei auf sich zu lenken, die 200 Meter weiter, zwar durch die Bühne verdeckt, vor der Wache standen. Auf der Arbeit angekommen, betrachtete er sich den Kotflügel bei Tageslicht, sah die Beule und den Schmutzfilm, der an dieser Stelle blank war. Er entschloss sich, nachmittags in die Waschanlage zu fahren, und betrat das Bürohaus.

Die Softwarefirma, für die er arbeitete, wurde beständig größer und wichtiger für den Warenverkehr im Hafen. Die Kleidung seiner Freunde aus Studienzeiten war salopp, trotzdem schlichen sich auf den Oberhemden und den Sakkos die kleinen Logos ein, die untrügliche Zeichen für repräsentatives Aussehen waren.

Irgendwann zog er die Reißleine, scherte aus und verließ den schillernden Weg, der vor ihm lag. Seine Arbeitsfreunde waren bestürzt, weil sie ihn schätzten und er ein fähiger Programmierer war. Außerdem trug er durch seinen Humor zu einem guten Arbeitsklima bei.

Er verließ seine Freundin, half einem Bekannten, einen ausgemusterten Kühl-LKW notdürftig zu einem Wohnmobil umzubauen, und war unterwegs, als die kalten Nebelschwaden sich über die Stadt legten.

Manchmal hielt er beim Fegen inne, um den Geruch der Bäume wahrzunehmen und den Vögeln zuzuhören, die sich traute, den Winter in der Wüste, der Painted Desert zu verbringen. Wenn der Wind günstig stand, trug er den Geruch der Ziegen herüber, die in ihrem Gehege auf ihre Fütterung warteten.

Nach dem Frühsport, wie Dirk das Fegen nannte, ging er frühstücken, wozu seine Frau Tuwa und die beiden Kinder kamen.

Für Indina, die vor zwei Tagen neu ins Kloster gekommen war, war die Stille des Hauses ungewohnt, fast bedrohlich. Sie hatte in einem Meditationszentrum in New York meditieren gelernt und regelmäßig auf ihrem Kissen gesessen, entweder in dem Zentrum oder später alleine zu Hause.

Meditieren beruhigte sie und brachte sie von ihrem hektischen Alltag als Sicherheitsbeauftragte zurück zu sich, zu Indina. Sie hatte sich vor einer Weile vorgenommen, sich mehr Zeit für sich zu nehmen und ihr Engagement für die Arbeit zurückzufahren.

Das ging ein paar Wochen gut, bis sie feststellte, dass sie wieder in ihren alten Trott gefallen war. Es fiel ihr schwer, nach der Arbeit einfach die Jalousie herunterlassen, die Verbindung zu den Kollegen abubrechen und nach Hause zu gehen.

Sie hatte zaghaft versucht, Kolleginnen für ihre Feierabendbeschäftigung zu begeistern, war aber auf wenig Gegenliebe gestoßen. Nur ein Mann, der gern mit ihr befreundet gewesen wäre, hatte sie gefragt, was sie mit ‚Sitzen‘ meinte.

Sie vermied es, eindringlicher zu werden, um sich nicht ins Abseits zu manövrieren, sie hatte nicht vor, eine Außenseiterin zu sein. Darum war sie weiterhin zu ihrem Lieblingssport Bowling gegangen, hatte Alkohol getrunken und war benebelt ins Bett gefallen.

Irgendwann wurde es ihr zu bunt und sie teilte ihrem Freund mit, für drei Wochen nach Arizona in ein Kloster gehen, um zu meditieren. Ihr Freund hielt es zuerst für einen Spruch. Als sie aber ihre Sachen packte und das Lufttaxi sie abholte, stand er fragend vor ihr:

„Werd jetzt bitte nicht ausfallend“, hatte sie zu ihm gesagt. „Ich weiß, dass du Meditation für Spirikram hältst, der zu nichts führt. Du hast es nie so ausgedrückt, aber ich habe es dir von den Augen abgelesen, wenn wir darüber gesprochen haben.“

Ich habe es hingenommen, weil es andere Dinge an dir gibt, die ich gerne mag. Ich habe auch verstanden, dass du glaubtest, nur warten zu müssen, bis der Spleen wieder vorbeigeht.

Nun denn, vielleicht geht er vorbei. Vorher will ich aber einmal genauer wissen, was da dran ist und werde meine ganzen Ferien in Arizona verbringen.“

Ihr Freund hatte zwischen Türzuschlagen und Verständnis gependelt. Dann hatte er gar nichts gesagt und ihr mit traurigen und müden Augen nachgesehen.

Nach dem Frühstück und einem Verdauungsspaziergang in dem klostereigenen Park, trennte sich die große Gruppe der Frühmeditation in zwei Hälften: Die Mönche und Nonnen gingen in die Keme-nate, wo sie im Kreis um den Altar herum meditierten.

Die Anderen fanden sich in der Meditationshalle ein, wo die Thera neben der Buddhastatue für die geleitete Meditation auf sie wartete. Das Thema für die Woche, die gerade angefangen hatte, war Metta, die Liebende Güte, für die es eine eigene Kontemplation gab.

Alle suchten sich einen Platz und Indina war gespannt auf das Sitzen, das von kurzen Beiträgen unterbrochen wurde. Sie hatte sich am Wochenende oberflächlich mit dem Thema Metta beschäftigt, um nicht unvorbereitet in die Meditation zu kommen. Sie hatte den Hausroboter ‚Mufti‘ befragt, der ihr in Sekundenschnelle alle Verweise präsentierte, wo sie etwas über das Thema erfuhr.

Er bot ihr an, einen Vortrag zu halten, wo sie zwischen einer längeren und kürzeren Version, einem Videospiel oder einem Film wählen konnte. Indina hatte den klassischen Weg über die Bibliothek gewählt und sich das Buch ausgeliehen, das das Sutta² enthielt.

Das Bild der Teilnehmer an der Meditation war gemischt. Es hatten sich alle Gäste eingefunden, die zur Zeit im Kloster wohnten. Zusätzlich waren einige Mönche und Nonnen erschienen, die Indina an den Roben erkannte. Auf den ersten Blick fiel es ihr schwer, sie nach Nonnen und Mönchen auseinanderzuhalten, weil sie die gleichen Roben trugen und alle keine oder kurz geschorene Haare hatten.

Jegliche Art von Schminke, Parfüm und weiteren Accessoires waren im Kloster unerwünscht. Die Persönlichkeitsmerkmale, hatte Mufti Indina bei der Einweisung gesagt, sollten auf dem Klosterge-lände unbeachtet bleiben. Die Persönlichkeit, meinte er, das Ego war einer der Gründe, die den Men-schen unzufrieden machte und wodurch er sich unglücklich fühlte. Indina wusste das, als sie sich auf den Aufenthalt vorbereitete. Als sie aber morgens in den Spiegel schaute und ihr ungeschminktes Gesicht sah, machte sie das unsicher. Sie war es gewohnt, mit ihrem Aussehen die Person anzu-nehmen, die sie tagsüber darstellte. Es war so einfach, sich hinter dem Bild zu verstecken.

Spätestens, als sie sich zur Frühmeditation setzte und die ungeschminkten Gesichter der anderen Gäste sah, war sie erleichtert und musste innerlich lachen. Sie fühlte sich wohl in einer Umgebung, in der sich alle der Öffentlichkeit preisgaben. Wobei es nicht wirklich eine Öffentlichkeit war, dachte sie, eher eine eingeschworene Gemeinschaft von Menschen, die aufgebrochen war, das Glück zu suchen.

² Als Suttas bezeichnet man die Lehreden des Buddhas.

Die Thera schlug den Gong, der die Meditation einleitete. Indina spürte ihre Beckenknochen und ihre Knie, die sie auf den Boden gelegt hatte. Halben oder ganzen Lotus traute sie sich nicht, dazu war sie zu ungelenken. Sie hatte sich vorgenommen, daran zu arbeiten.

Sie hörte das Blut in ihren Ohren rauschen, so ruhig war es in dem Raum. Sie bemerkte, wie ihre Nachbarin schluckte, und jemand hinter ihr einen Nieser unterdrückte.

Indina erschrak, als die Thera leise sagte, dass sie die Außengeräusche registrieren, dann aber zu ihrem Atem zurückkommen sollten, dem Anker für ihre Achtsamkeit. Danach verstummte sie wieder.

Indina kämpfte mit ihrer Atmung. Immer wenn die Ausatmung zu Ende ging und die Pause zur Einatmung eintrat, schlichen sich Gedanken ein, die sich wichtig machten.

„Nicht unterdrücken“, hatte ihre Meditationslehrerin in New York gesagt, „sie gehen vorbei. Schau ihnen zu, wie sie abziehen, und erinnere dich an deinen Atem.“

„Wem klar geworden ist³“, hob die Thera nach einer Weile wieder an, Indina kämpfte mit Müdigkeit, „dass der Friede des Herzens das Ziel des Lebens ist, der bemühe sich um folgende Gesinnung: Er sei stark, aufrecht und gewissenhaft, freundlich, sanft und ohne Stolz.“

Die Thera schwieg. Indina holte das Gesagte zurück, atmete und hörte den Wörtern zu. An ‚Friede des Herzens‘ blieb sie hängen. Was war ‚Friede des Herzens‘? War das ihr Lebensziel?

Sie hatte nie Gedanken über ihr Lebensziel angestellt, zumindest nicht bewusst. Sie hatte an Karriere gedacht, sich gefragt, was ein gutes Leben war, vielleicht Kinder und eine Familie. Aber ‚Friede des Herzens‘? Was sollte das sein? Sie lebte doch in Frieden. Von Kriegen hörte sie nur in den Nachrichten.

‚Stark, aufrecht, gewissenhaft, freundlich, sanft und ohne Stolz‘: War sie so? In ihrem Job durfte sie nicht sanft und nur freundlich sein. Dann, hatte sie die Befürchtung, kamen die Anderen und nutzten sie aus, umgingen sie und machten ihr ihre Position streitig.

Sie spürte, dass das Gesagte nichts mit ihrem Job zu tun hatte. Die Thera und das Sutta sprachen andere Dinge an. Sie ließ die Antwort offen, sie wollte hören, was noch kam.

Die Thera, als hätte sie Indinas Gedanken gelesen und ihr Zeit gelassen, fuhr fort: „Genügsam sei sie, leicht befriedigt, nicht viel geschäftig und bedürfnislos.“

Indina hatte den Worten zugehört und sofort festgestellt, dass sie nicht in ihr Leben passten. Wie sollte sie ‚bedürfnislos‘ sein, ‚nicht viel geschäftig‘, keiner in ihrer Umgebung lebte danach. War das erstrebenswert? Für wen? Was brachte ihr das? Friede des Herzens? Das war doch viel zu abstrakt.

„Mögen alle Wesen glücklich sein und Frieden finden!“, sagte die Thera.

Und wer dachte an ihr Glück und an ihren Frieden?, fragte sie sich.

³ Metta Sutta

Lehrrede über die Liebende Güte

Wem klar geworden, dass der Frieden des Geistes das Ziel seines Lebens ist, der bemühe sich um folgende Gesinnung:

Er sei stark, aufrecht und gewissenhaft, freundlich, sanft und ohne Stolz. Genügsam sei er, leicht befriedigt, nicht viel geschäftig und bedürfnislos. Die Sinne still, klar der Verstand, nicht dreist, nicht gierig sei sein Verhalten. Auch nicht im Kleinsten soll er sich vergehen, wofür ihn Verständige tadeln könnten.

Mögen alle Wesen glücklich sein und Frieden finden!

Was es auch an lebenden Wesen gibt: ob stark oder schwach, ob groß oder klein, ob sichtbar oder unsichtbar, fern oder nah, ob geworden oder werdend - mögen sie alle glücklich sein!

Niemand betrüge oder verachte einen anderen. Aus Ärger oder Übelwollen wünsche man keinem irgendwelches Unglück. Wie eine Mutter mit ihrem Leben ihr einzig Kind beschützt und behütet, so möge man für alle Wesen und die ganze Welt ein unbegrenzt Gemüt erwecken:

Ohne Hass, ohne Feindschaft, ohne Beschränkung nach oben, nach unten und nach allen Seiten. Im Gehen oder Stehen, im Sitzen oder Liegen entfalte man eifrig diese Gesinnung. Dies nennt man Weilen im Heiligen. Wer sich nicht in Ansichten verliert, Tugend und Einsicht gewinnt, dem Sinnen-genuss nicht verhaftet ist - für den gibt es keine Geburt mehr. (Sutta Nipata 143-152 Übersetzung: Vimalo)

Der Rest des Suttas rauschte an ihr vorbei. Sie erinnerte sich, dass sie es gestern im Leseraum schon nicht verstanden hatte. Sie hatte trotzdem weitergelesen, weil sie auf eine Eingebung hoffte. Anfangs hatte sie auch keine Ahnung von Sicherheitstechnik, wobei das Thema sie immer faszinierte. Dann setzte sie sich an die Universität und arbeitete sich ein. Sie hatte es bis zur Spezialistin geschafft und ihre Arbeit war gut bezahlt. Sie wollte keine Spezialistin für Metta werden, aber sie würde sich den Weg suchen, um es zu verstehen, da war sie sich sicher.

Als die Gedanken beendet waren und sie wieder beim Atem war, merkte sie, dass sich die Stimmung im Raum verändert hatte. Die Sonne schien aufgegangen zu sein. Sie traute nicht, sich umzusehen, ob sich an den Gesichtern der Teilnehmer etwas geändert hatte. Hatte sie irgendetwas verpasst, war ihr was entgangen? Sie wollte unbedingt herauskriegen, warum so viele in diesem Raum strahlten. Sie sah die Gesichter nicht, aber sie spürte, dass sie strahlten.

„Wartet nur“, sagte sie sich, „ich werde auch noch strahlen. Ich werde sogar so strahlen, dass ihr die Jalousie runterlassen müsst, damit ihr nicht geblendet werdet.“

Die Meditation war zu Ende. Sie verbeugten sich vor der Buddhastatue, standen auf und vertraten sich die Füße und Beine, die gefühlt eingeschlafen waren. Sie hatten eineinhalb Stunden ununterbrochen gegessen. So lange hatte sie es noch nie geschafft.

Die Teilnehmer gingen schweigsam zur Toilette, zur Gehmeditation in den Garten, andere streckten sich auf den Meditationsmatten aus. Indina holte sich Wasser zu trinken und kam an Mufti vorbei, der sich ihr in den Weg stellte. „Du hast nichts verstanden, oder? Das Metta-Sutta scheint von einem anderen Leben zu erzählen, als du es lebst.“

Er zeigte dabei mit seinem Stahlarm nach draußen in die Ferne. „Ich kenne das andere Leben nicht, weil ich immer hier gelebt habe. Das Leben da draußen hat man mir einprogrammiert, ich weiß zumindest, was das bedeutet.“

Der Roboter schaute Indina mit seinen dunkelbraunen, warmen Augen an. „Du bist übrigens nicht die Einzige, der es so geht. Ich habe viele mit Fragezeichen in den Augen herauskommen sehen. Und weißt du was?“ Mufti war vertrauensvoll an Indina herantreten, senkte seine Stimme und flüsterte ihr zu: „Ich werde was unternehmen, damit die Fragezeichen sich auflösen.“

Indina rückte von dem Roboter ab, der ihr gefühlt zu nahe kam und dessen kalte, metallische Ausstrahlung sie irritierte.

„Fühlst du dich kalt in meiner Nähe?“, reagierte der Roboter sofort, als konnte er Gedanken lesen. „Ja, ich kann Gedanken lesen“, antwortete er auf die Frage, die Indina erst in ihrem Kopf formulierte.

„Ich werde meine Körpertemperatur höher einstellen müssen. Außerdem sollte ich mir etwas anziehen.“ Er kratzte sich mit seinem Metallarm am Kopf, was sich merkwürdig anhörte.

„Jetzt zu deinen Fragezeichen. Heute Nachmittag nach der Mittagspause habe ich gerade eine Fragestunde eingerichtet, zu der ich auch die Thera eingeladen habe. Ihr werdet in Zweiergruppen zusammensitzen und wechselseitig fragen und antworten. Die Nonnen und Mönche werden auch dabei sein.“

Wenn man so direkt auf Augenhöhe in einer privaten Atmosphäre zusammensitzt, klären sich die Fragen am schnellsten. Viel besser, als wenn alle Fragen an die Thera gerichtet werden, die natürlich die Antworten weiß.“ Mufti sah Indina an. „Was hältst du davon?“

Indina antwortete etwas überfordert: „Wenn du meinst“, sagte sie lächelnd. „Du kennst dich hier am besten aus. Und außerdem scheinst du dich auch mit den Leuten auszukennen. Ich bin heute Nachmittag dabei.“

„Danke, dass du mit mir geredet hast“, schickte Mufti hinterher, als sich Indina schon umgedreht hatte.

Zu dem Mittagessen kamen alle Klostermitglieder zusammen und versammelten sich im großen Essensaal. Für die Nonnen und Mönche war es das letzte Essen, denen die Ordensregeln vorschrieben, nach dem Höchststand der Sonne keine Nahrung mehr zu sich zu nehmen.

Die Idee dahinter war einfach, die Ordinierten möglichst wenig mit so verführerischen Dingen wie Essen zu konfrontieren. Ihr Körper und damit ihr Geist hatte über die Jahre gelernt, dass nach dem Mittag Schluss war mit Nahrungsaufnahme. Diese Methode, hatte der Sangha des Buddhas festgestellt, war am besten geeignet, um sich allein dem spirituellen Leben zu widmen.

So wurden die Ordinierten nicht durch Verrichtungen abgelenkt, die Laien im Alltagsleben genossen. Sie sehnten sich nicht nach dem Nachmittagstee mit Plätzchen oder dem gemütlichen Abendessen im Kreis der Familie mit einem Gläschen Wein. Sie lebten nicht in der Zukunft und ihre Freude bestand ausschließlich darin, dass sie den Weg gefunden hatten, ein Leben in Frieden zu führen.

Der Küchendienst hatte ein großes Büffet vorbereitet, an dem sich die Nonnen und Mönche und die Laien wie Indina bedienten.

Als alle im Saal versammelt waren, kam das Küchenpersonal aus der Küche, stellte sich vor das Büffet und rief wie in einer einstudierten Choreographie in den Saal: „Liebe Nonnen, Mönche und Laien: Nehmt von dem Essen, es ist für euch. Es hat uns Freude gemacht, es für euch zuzubereiten.“

Sie entsprachen damit den Ordensregeln, die den Mönchen und Nonnen untersagten, Speisen in Eigeninitiative an sich zu nehmen. Die Tradition verlangte, dass ihnen das Essen dargebracht wurde. Die Choreografie war der moderne Ersatz für die von Hand zu Hand überreichten Speise.

Es gab keine Rangordnung, wer zuerst an der Reihe war, nur eine lange Schlange vor dem Buffet. Es gab ganz bewusst keine formellen Privilegien wie Alter oder Zugehörigkeitsdauer zum Kloster. Die Klostererfahrung ging davon aus, dass sich die Formalien von selbst regelten: Nicht Gesetze und Regeln standen im Vordergrund, sondern Verantwortung. Jeder entschied bei der Essensausgabe für sich, was sie oder er für das Richtige hielt.

Die Idee ging davon aus, dass das Erlangen von Verantwortung anfangs eine Leistung des bewussten Geistes war. Diese verkehrte sich bald zu einer intuitiven, einer selbstverständlichen Haltung. Die Praktizierenden hatten das Prinzip verstanden und übernommen, dass das eigene Wohlergehen untrennbar mit dem Wohlergehen der anderen verbunden war.

Gab es jemanden, der sich aus was für Gründen auch immer kurz vor dem Koma befand, wenn er nicht bald etwas zu essen bekam, dann war dieser zuerst an der Reihe. Egal, ob er hinten in der Schlange stand, eine Novizin war oder eine Laiin.

Das Verfahren stellte sich als so einfach wie schwierig heraus. Es war Aufgabe der bedürftigen Person, sich gegenüber den vor ihr Stehenden zu erklären, warum sie zuerst Essen bekam. Alle hatten Hunger, insbesondere die Ordinierten, für die es die wichtigste, weil die letzte Nahrung war.

Jemanden vorzulassen ist einfach. Es vor sich selbst zu rechtfertigen, schwieriger. Auch unter den Ordinierten gab es die, die gut oder weniger gut Theater spielen konnten. Es gab Essenssituationen, in denen sich echte Dramen abspielten.

Eine besondere Rolle spielten die Alten, die Alten an Lebensjahren und Jahren im Kloster, denen man früher per se einen höheren Rang zugesprochen hatte. Natürlich wollten sie an den Kopf der Schlange, sie konnten genauso wenig warten, wie die anderen.

Indina staunte nicht schlecht, als auf einmal ein kleiner, dunkelhäutiger Mönch vor ihr stand, dem Lebenserfahrung und ein Schalk aus dem Gesicht sprachen.

„Ein Bettelmönch bittet um ein bescheidenes Almosen“, sagte er.

Sie sah ihn die Worte sprechen, sie lautmalte sie durch die Lippenbewegungen. Allein, was bei ihr ankam, klang vollkommen anders. „Lässt du einem Alten den Vorzug, dreht sich dein Rad der Wiedergeburt langsamer.“ Sie wusste zwar nicht, was damit gemeint war, aber das Lächeln des Mannes strahlte so viel Freude aus, dass sie automatisch eine höfliche Bewegung machte, und dem Mönch bat, sich vor sie zu stellen.

Die Thera stellte sich in die Reihe und beobachtete den Aufmarsch der Hungrigen. Sie fand es unwürdig, wie einige versuchten, sich an der Schlange vorbei zu mogeln. Sie gingen direkt zu der Essensannahme und füllten sich ihre Teller auf, die sie schon mitgebracht und nicht von dem großen Stapel genommen hatten. Sie redeten dabei auf die ein, die am Kopf der Schlange standen. Diese wichen widerstandslos aus und ließen ihnen den Vortritt.

Die Thera wollte dem nicht untätig zuschauen und ging zum Schlangenanfang, um eine der Dränglerinnen zur Rede zu stellen. Diese war peinlich berührt und fühlte sich ertappt. Sie hatte sich schon eine Ausrede zurechtgelegt, die sie der Thera vortrug.

Die Thera hörte sich ihre Rede an, bis sie geendet hatte. In ihrem Kopf entstand Maßregelung, die Frau musste an ihre Selbstverantwortung erinnert werden. Sie hob an, um ihre Argumente vorzutragen, als Mufti neben ihr auftauchte. Er tippte ihr mit der Hand auf den Rücken; eigentlich wollte er ihr auf die Schulter tippen, da kam er zwar ran, aber das hätte komisch ausgesehen, weil die Thera größer war als er.

„Wenn du sie maßregelst, wird sie sich deine Vorhaltung anhören und sie vielleicht in Zukunft befolgen. Aber gibt es nicht einen Weg, wie sie von sich aus zur Einsicht kommt?“

„Blöde Gedankenübertragung“, dachte die Thera, die vor dem Essen keine Lust hatte zu diskutieren.

„Ich kann dich gut verstehen“, sagte Mufti, „ich lebe von Strom und du brauchst Kohlenhydrate. Darum mache ich dir einen einfachen Vorschlag, damit du dich beruhigt an den Tisch setzen kannst: Wir machen 2 Ausgaben, damit die Schlange nicht so lang ist.“

„Danke Mufti“, sagte die Thera und suchte sich einen Platz, um ihr Essen zu sich zu nehmen.

Indina wollte mit dem Essen beginnen, als sie eine Nachricht erreichte, von der sie nicht wusste, woher sie kam. Es war Mufti. Sie sah, wie alle im Essensaal das Essen unterbrachen und Mufti zuhörten.

„Mögen wir anerkennen, was uns das Universum heute geschenkt hat, damit wir unseren Körper speisen können. Wir danken all den Wesen, die an dem Pflanzen, Ernten und Zubereiten des Essens mitgewirkt haben. Mögen wir so viel essen, wie der Körper benötigt und nicht so viel, wie der Geist sich wünscht.“

Die Thera hatte sich zu einem Mönch und zwei Nonnen an den Tisch gesetzt. Sie hatten ihr Essen schon fast beendet und sprachen über ein Thema, das bei den Ordinierten im Augenblick leidenschaftlich diskutiert wurde: Liebe, Liebe unter Ordinierten.

Nach den Ordensregeln war es Mönchen und Nonnen untersagt, körperliche Beziehungen untereinander einzugehen. Da aber seit Erscheinen der Buddha Maitreya alle Regeln untersucht und auf den Prüfstein gestellt wurden, fragten sie sich, wie es sich mit der Liebe verhielt.

„Die Buddha Maitreya wird uns nächste Woche besuchen kommen, dann könnt ihr sie befragen“, sagte die Thera. „Aber ich glaube, sie wird euch diese Antwort geben: Erinnert euch an das Rad des Lebens⁴.“

Die Ordinierten am Tisch wussten, was gemeint war, und ließen die Thera in Ruhe ihr Essen zu sich nehmen. Körperliche Liebe verstand die Lehre des Buddhas als Anhaftung, aus der neues Leben entstand und damit das Anstoßen des Lebensrads bewirkte. Solange das Rad in Bewegung war, gab es keine Befreiung vom Leiden und keine Chance, das klassische Leben zu durchdringen.

„Ich finde die Voraussetzungen“, sagte eine der beiden Nonnen, „die der Buddha für das Lebensrad benennt, fatal, sehr negativ. Der Buddha bezeichnet die gegenwärtige Welt als verwerflich und negativ und formuliert seine Lehre, um dieser Welt zu entkommen.“

Warum, frage ich euch, gestaltet er die Welt nicht so, dass frau ihr nicht mehr entkommen muss? Warum können wir nicht hierbleiben und in Frieden auf dieser Erde leben, anstatt uns nach Götterwelten zu sehnen, in denen uns die Unbill des Lebens nicht erreicht?“

„Was?“, mischte sich die Thera ein und hätte sich fast an einem Bissen Essen verschluckt. „Was hast du da gesagt? Auf der Erde bleiben mit Mördern, Dieben, Vergewaltigern, Hexen und Mobberinnen? Hältst du das für erstrebenswert? Ich nicht!“

„Aber wir können doch nicht fortwährend zwei Welten schaffen, in zwei Welten leben: der guten und der schlechten. Damit verfallen wir genau dem Dualismus, der Gegensatzpaare, vor dem der Buddha so gewarnt hat.“

⁴ Das Rad des Lebens, oder Rad des Werdens bezeichnet den Lebenskreislauf, aus dem die Praktizierenden versuchen, durch Meditation und Ergründung der Lehre auszuscheren.

Die Thera schaute auf ihren Teller: „Frag die Buddha Maitreya. Aber sag Bescheid, wenn du mit ihr darüber sprichst. Da möchte ich auch dabei sein.“

„Um auf die Frage der körperlichen Liebe zurückzukommen, möchte ich bemerken, dass wir genau aus diesem Grund ein Unisexkloster gegründet haben und nicht ein getrenntes Frauen- und ein Männerkloster. Wir sind ganz bewusst das Risiko eingegangen, wie der Buddha gesagt hat, uns von dem Geruch, dem Gehabe und der Stimme des anderen Geschlechts anziehen zu lassen.

Damit gehen wir nicht den Weg der Abschottung, oder wie du gesagt hast“, sie zeigte auf die Nonne, die die zwei Welten angemerkt hatte, „des Gegensatzpaares, sondern stellen uns der Energie, die aus der unterschiedlichen Sichtweise von Frauen und Männern entsteht.

Wir können das Gegensatzpaar zweier Geschlechter erhalten, oder wir nutzen die daraus entstehende Energie, um eine gemeinsame Welt zu formen. Damit gehen wir das Risiko der Fehlritte ein. Das sehen wir als dauernde Herausforderung, als Dynamik an, die uns unser Ziel immer wieder neu definieren lässt.“

„Wenn es nie zu körperlicher Liebe kommt“, fragte die Nonne, „wo sollen dann in der Welt, die du beschreibst, die Kinder herkommen, die Nachkommen, die die Welt weiterführen. Ist die körperliche Liebe auf die Menschen beschränkt, die nicht den Weg der Erleuchtung gehen?“

„Gute Frage“, sagte die Thera. „Aber noch sehe ich das Problem nicht, weil wir uns auf der Erde nicht über Nachwuchs beklagen können, eher im Gegenteil.“

Damit, da hast du recht, ist die Frage nur zur Hälfte beantwortet. Denn wir reden von dem Idealzustand, dass alle Menschen den Weg der Erleuchtung gehen.

Dann spätestens werden wir uns die Frage beantworten müssen. Bis dahin haben wir aber noch ein bisschen Zeit“, sagte sie lächelnd. „Dazu gibt es eine schöne Geschichte zu erzählen. Wollt ihr sie hören?“

„Ja, unbedingt“, antworteten die drei.

„Es war zu der Zeit, als die Lehren des Buddhas von Indien in den Osten zogen und der Mahayana entstanden ist, das sogenannte ‚Große Fahrzeug‘.

Das Große Fahrzeug unterscheidet sich von dem alten indischen Weg darin, dass die Arhats, die zur Erleuchtung strebenden Wesen, nicht eine individuelle Erleuchtung anstreben. Für die Bodhisattvas, wie sie im Mahayana genannt werden, gilt, dass sie erst Erleuchtung erlangen können, wenn sie allen Wesen zur Erleuchtung verholffen haben.

Einer der Bodhisattvas war Avalokiteshvara, der Bodhisattva des universellen Mitgeföhls. Er hatte sich schon als Prinz vorgenommen, allen Wesen Beistand zu ihrer Befreiung zu leisten. Darauf hatte er einen Eid geschworen, und gedroht, in tausend Stücke zu zerspringen, falls er jemals in seinen Bestrebungen nachlassen würde.

Es kam, wie es kommen musste und damit komme ich auf die Kinder zurück. Als Avalokiteshvara sich sein Werk besah, musste er feststellen, dass unaufhörlich leidende Wesen nachströmten, und er sein Werk als gescheitert ansehen musste.

Daraufhin zweifelte er an der Erfüllung seines Gelübdes und zersprang, wie vorhergesagt, in tausend Teile. Wir brauchen uns also ob der menschlichen Natur keine Sorgen zu machen, dass die Menschheit wegen fehlender Nachkommen aussterben könnte. Aber womöglich ist dazu noch nicht das letzte Wort gesprochen.

Die tausend Teile von Avalokiteshvara wurden von Buddha Amitabha wieder zusammengesetzt. Dieser verlieh Avalokiteshvara daraufhin 11 Köpfe und tausend Arme, damit er den Wesen in Zukunft noch besser helfen konnte.“

„So richtig erfolgreich war er ja trotzdem nicht“, sagte einer der Mönche flapsig.

„Ist ja auch ganz schön alt inzwischen. Heute bräuchte er keine tausend, sondern eher eine Milliarde Arme“, sagte die Nonne.

„Vielleicht war es nicht das richtige Konzept“, meinte die Thera. „Ich finde es überholt, zu glauben, dass einer tausenden helfen soll, wenn die tausenden sich selber helfen können.“

Die drei nickten. Überzeugt waren sie nicht, das sah man ihren Gesichtern an.

Die Klosterbewohner zogen sich zu einer Mittagspause zurück. Im Kloster trat Stille ein.

Metta Sutta

Indina war gespannt auf die von Mufti geplante Fragestunde, die zwei Stunden nach Mittag anfang. Als sie in der Meditationshalle eintraf, war diese schon gut gefüllt.

Obwohl es nirgendwo eine Ankündigung gegeben hatte, musste Mufti viele Bewohner erreicht haben. Neben den Laien waren Nonnen und Mönche erschienen. Die Thera hatte derweil die Sitzordnung verändern lassen, damit sich jeweils zwei Teilnehmer gegenüber saßen. Die Sitzung begann mit einer kurzen Meditation, die allen half, zur Ruhe zu kommen.

„Mufti hat mir mitgeteilt, dass viele von euch die Tragweite des Metta-Suttas nicht verstanden haben, was nicht weiter verwunderlich ist. Die Welt da draußen funktioniert nach anderen Gesetzen.

Wenn das Sutta nicht reine Prosa bleiben soll, müssen wir uns fragen, was es in uns auslöst. Wir können uns an dem Sutta weiterentwickeln und machen damit unsere Welt ein Stück menschlicher.

Ich habe mir die Vorgehensweise folgendermaßen gedacht:

- Wir bilden Zweiergruppen, die sich gegenüber sitzen. In der ersten Runde ist dies euer jeweiliger Nachbar, der gerade neben euch sitzt.

- In den nächsten Runden mischen wir nach einer Zufallsauswahl.

- Wir mischen neu nach Bedarf.

In der ersten Runde teilt ihr euch gegenseitig mit, was ihr aus der Meditation mitgenommen habt und was euch an dem Sutta wichtig ist.

Bleibt authentisch! Damit spreche ich insbesondere die Männer unter euch an, die zu rationalen Einschätzungen neigen. Habt Vertrauen zu eurem Gegenüber, dass er euch schon nicht auslachen wird. Erzählt euch freiweg von der Leber. Wenn euch nichts einfällt, fällt euch nichts ein. Dann sagt es auch so und versucht es nicht zu kaschieren.

Viele Wege führen nach Rom, alle haben das gleiche Ziel. So ist das auch mit Metta und mit dem Sutta. Niemand muss irgendetwas auswendig lernen und sich mit dem Gelernten ein zweites Gewand anlegen.

Jeder kann sich an dem Sutta messen und sich fragen, in was für einer Welt er leben möchte und was er tun kann, diese Welt zu schaffen.

In der zweiten Runde werden wir etwas persönlicher und verbindlicher. Ihr stellt euch gegenseitig vor, erzählt über eure Lebensumstände und welche Bedeutung darin Metta hatte und wie das Studieren der Sutta euch ändern wird. Darüber sprechen wir noch einmal, wenn der Wechsel ansteht. Fangt jetzt mit der ersten Runde an.“

Indina schaute sich die Nonne an, die ihr gegenüber saß. Sie hatte ebenmäßige Züge, war so alt wie sie und sah sie erwartungsvoll und freundlich an.

„Ich heiße Prabhasa und wohne seit drei Jahren immer mal wieder in diesem Kloster. Eigentlich bin ich auf Wanderschaft, aber ich komme immer wieder hierher zurück, weil ich mich hier wohl fühle.“

Indina erzählte in zwei Sätzen von ihrem Leben und warum sie in das Kloster zu Besuch gekommen war.

„Ich bin ehrlich gesagt schon bei ‚der Friede des Herzens‘ ausgestiegen, weil ich mich gefragt habe, was damit gemeint war. Ich habe weiterhin zugehört, aber ich war nicht richtig bei der Sache.“

„Das kann ich gut verstehen“, sagte die Nonne, „das ging mir am Anfang auch so. Ich habe das Sutta gelesen und gedacht, vielleicht geht mir die Bedeutung später auf.“

Ich habe damals studiert und jede Gelegenheit genutzt, um zu Meditationen und Seminaren zu gehen. Irgendwann habe ich einen Künstler getroffen, der Enso, einen Kreis, der im Zen eine hohe Bedeutung hat, zum Thema seiner Gemälde machte. Als ich ihn fragte, was der Kreis bedeutete, erklärte er mir, dass der Kreis die Zusammengehörigkeit aller Wesen darstellt.

Als er das sagte, ist mir auf einmal die Bedeutung von ‚Frieden des Herzens‘ aufgegangen. Ich habe schlagartig begriffen, dass alle Menschen auf der Erde miteinander verbunden sind und voneinander abhängen.

Das fängt beim Essen an, das gepflanzt, gewässert, geerntet und verarbeitet wird, bis es bei dir auf dem Tisch steht.

Das gehört zum Frieden des Herzens, denn wenn ein Glied in der Kette ausfällt, steht bei dir kein Essen auf dem Tisch.

Ich habe verstanden, dass ich alles dafür tun muss, dass es allen Gliedern gut geht. Ich habe also ein persönliches Interesse am Wohlbefinden der Anderen.“

Die Nonne verstummte. „Tut mir leid, dass ich einen so langen Vortrag gehalten habe. Wahrscheinlich hast du gemerkt, dass mich das Thema sehr beschäftigt hat.“

„Nein, kein Problem“, sagte Indina, die das Gefühl hatte, der Sache näher zu kommen. „Du meinst, Frieden des Herzens ist wie Einklang, Wohlempfinden?“

„Wenn ich zum Beispiel in diesem Kloster bin, habe ich dieses Gefühl. Nenne es, wie du willst, hier fühle ich mich geborgen, gut aufgehoben. Ich habe an keinem anderen Ort so tiefe Meditationen erlebt, wie hier.“

Indina war in Gedanken bei ihrer Arbeit und sie fragte sich, ob es dort Momente des Friedens gab. Wenn sie schwierige Situationen gemeistert hatte oder sie in den Quartalskonferenzen berichten konnte, dass es an keinen Stellen Sicherheitseinbrüche gegeben hatte, dann hatte sie ein Lob vom Vorstand erhalten. Das hatte ihre Brust um Zentimeter anschwellen lassen und sie hatte sich gut gefühlt.

Sollte sie das der Nonne berichten? Oder war das zu profan? Wobei, die Thera hatte sie angeregt, sich gegenseitig Persönliches zu erzählen, es gab nichts Unwichtiges. Sie berichtete es der Nonne und beobachtete sie dabei. Zuerst schien sie bestürzt über die Banalität. Dann war sie bei ihr und hörte ihr zu. Indina merkte, wie die Nonne sich in ihre Situation hineinversetzte und versuchte, ihren Alltag nachzuvollziehen.

„Ich würde nicht bei dem ersten Satz stehen bleiben“, sagte sie nach einer Weile. „Denn was in dem Sutta folgt, sind Charaktereigenschaften, die jeder praktizieren kann. Du brauchst es ja nicht an die große Glocke zu hängen, welche Ziele du dir gesteckt hast. Damit würdest du wahrscheinlich als Sicherheitsbeauftragte wenig Freunde ernten.“

Indina vergegenwärtigte sich das Sutta, soweit, wie sie sich daran erinnern konnte.

„Was ist weiter unten mit ‚Weilen im Heiligen‘ gemeint? Das habe ich auch nicht verstanden.“

„Damit beschreibt der Buddha die Früchte der Orientierung, die er oben ausgeführt hat. Wenn du diese Haltung eingenommen hast, sagt der Buddha, ‚für den gibt es keine Geburt mehr‘, der wird nicht mehr wiedergeboren. Das ist eine andere Formulierung dafür, dass dich nichts mehr an die Welt bindet, du bist frei.“

„Heißt das, dass man dann erleuchtet ist?“, fragte Indina zaghaft, sie wollte nichts Dummes sagen.

„Ja, das ist ein anderes Wort dafür. Leider“, sagte die Nonne lächelnd, „reicht es nicht aus, wenn man den Wortlaut des Suttas auswendig lernt. Es ist keiner da, der dich abhört und dir bescheinigt, dass du es verstanden hast.“

Sie verabredeten, sich in der nächsten Zeit öfters zu treffen, als der Gong ertönte, der zum Wechsel der Gesprächspartner aufrief.

Nach der Neuordnung saß ein Mann mit kurzgeschorenen Haaren vor Indina, der einen misstrauischen Eindruck auf sie machte. Er trug eine graue, bequeme Trainingshose und einen Kapuzenpulli mit dem Aufdruck einer Musikgruppe. Indina schätzte sein Alter auf Anfang 20. Er hatte den Lotussitz eingenommen und sah mit halbgeöffneten Augen vor sich auf den Boden. Als die Thera den Gong für den Beginn der neuen Runde läutete, ging kurz eine Bewegung durch seinen Körper, die sofort wieder erstarb.

Indina war verunsichert und wusste nichts mit der Situation anzufangen. Sollte sie den Mann ansprechen, musste sie etwas sagen oder konnte sie auch schweigen? Sie kannte sich nicht mit den

Regularien aus. Er schien mit seinen Gedanken woanders zu sein und machte nicht den Eindruck, als wolle er sich mit ihr unterhalten.

„Warum sollte man anderen liebevoll begegnen“, begann er wie aus dem Nichts, „wenn diese es nur darauf abgesehen haben, mich zu bevormunden und mir das Wort im Mund umzudrehen.“

„Was hat das jetzt mit der Lehrrede zu tun?“, fragte Indina zurück. „Ich sehe die Verbindung nicht.“

„Gar nichts hat das damit zu tun. Hier sitzen lauter Leute, die sich eine gute Welt herbeiwünschen, die es nicht gibt. Der Mensch ist wie ein Tier, das nur an sich denkt.

Ist etwas zu essen da, holt er sich so viel von dem Braten, wie er bekommen kann. Hat er nicht genug bekommen, wird er es mit allen Mitteln gegen seine Konkurrenten verteidigen.

Wenn er satt ist, überlässt er großzügig den Rest den anderen. Wenn nichts mehr da ist, haben die anderen das Nachsehen und müssen hungern. Hauptsache, er ist satt.“

Während er sprach, hob er langsam den Kopf und starrte auf einen undefinierbaren Punkt in der Meditationshalle. Seine Gesichtszüge und seine Körperhaltung blieben unbeweglich. Indina merkte, wie der Mann nach außen hin gleichgültig erscheinen wollte, aber Mühe hatte, seine Abneigung unter Kontrolle zu halten.

Indina fiel etwas ein. Auf die Gefahr hin, einen Monolog zu hören, fragte sie ihn: „Bekommst du genug zu essen?“ Sie wollte ihn aus seinem Ablehnungsgebäude herausholen, um zu sehen, ob dahinter andere Gedanken waren.

„Ja“, sagte er kleinlauter. „Ich lebe in einer Gemeinschaftseinrichtung, die dem Kloster angesiedelt ist.“

„Und was machst du da?“

„Es ist ähnlich wie hier im Kloster. Nur, wir tragen keine Roben und sind nicht ordiniert.“

„Und wie bist du dahin gekommen? Bist du geschickt worden, oder bist du von selber gegangen?“

„Ich bin ausgewählt worden. In der Stadt, in der ich vorher gelebt habe, gab es ein Preisausschreiben, an dem ich teilgenommen habe. 10 von den Gewinnern wurden in das Klosterinternat aufgenommen. Ich war einer von ihnen.“

„Wie heißt du?“

„Sergio.“

„Fühlst du dich wohl in dem Internat, Sergio?“

„Besser als in der Stadt. Meine Eltern hatten manchmal nichts zu essen und durch das Dach regnete es herein. Meine Eltern hatten auch kein Geld für eine Schulausbildung. Hier im Internat bekomme ich alles. Ich brauche nicht einmal dafür zu arbeiten.“

„Warum urteilst du dann so schlecht über die Menschen? Hast du ein schlechtes Gewissen, weil du alles geschenkt bekommst?“

„Nein. Die Menschen hier sind alle so unglaublich freundlich und nett. Das ist manchmal schwer zu ertragen. Es ist, als ob sie in einer Wolke lebten und von dem Leben da draußen nichts mitbekämen.

In meiner Heimatstadt war das Leben rau, ich musste um Essen kämpfen; hier steht es jeden Tag auf dem Tisch.“

„Du traust also dem Zauber nicht?“

„Nein“, sagte Sergio bedächtig, „ich habe Angst davor, dass der Traum eines Tages zu Ende ist. Davor möchte ich das Kloster und die Ordinierten bewahren.“

„Hast du das Sutta verstanden?“

„Hast du es verstanden?“, fragte er Indina.

Sie überlegte, wie viel sie diesem jungen Mann anvertrauen konnte, der rebellisch, jedoch nicht dumm zu sein schien.

„Noch nicht ganz“, sagte sie, „aber ich glaube, ich komme ihm näher.“

„Was machst du denn in deinem bürgerlichen Leben?“

„Ich bin Sicherheitsbeauftragte eines Unternehmens in New York.“

„Du beschützt das Eigentum der Firma, für die du arbeitest. Würde die Firma in der Welt der Buddha existieren, bräuchte sie keine Sicherheitsbeauftragte und du wärst arbeitslos.“

„Wie meinst du das?“, fragte Indina.

„Sicherheit ist eine Illusion.“

„Wie bitte?“

„Du baust immer höhere Schutzwälle um dein Eigentum, weil die Diebe immer intelligenter werden. Durch diese Eskalation verlierst du die Beziehung zu deinem Eigentum.

Dein Eigentum wird irgendwann von der Menge und der Höhe der Schutzwälle bestimmt und nicht mehr von dem Gebrauchswert deines Eigentums. In der Welt des Buddha ist das umgekehrt.“

„Wie meinst du das?“, fragte Indina.

„Du stellst das, was du erworben oder erlernt hast, der Gemeinschaft zur Verfügung.

Ich arbeite im Klostergarten und helfe, das Gemüse anzubauen. Ich esse es selber und die anderen essen davon. Ich ernähre die anderen durch meine Arbeit.“

„In meiner Firma ist das schon ein bisschen anders“, sagte Indina. „Da geht es nicht um Gemüse und persönliches Eigentum. Da geht es um die Steuerung von Robotern mit Software.

Wenn die jemand stiehlt, können wir die Roboter nicht mehr bedienen und die Firma ist in kürzester Zeit pleite.“

„Das macht den Unterschied von der Welt da draußen zu der hier drinnen. Einer nimmt nicht, um sich zu bereichern, sondern, um die Gemeinschaft zu beschenken. Hier hat keiner Angst, dass ihm jemand etwas wegnimmt.“

„Ist schon klar“, sagte Indina, die das Gesprächsthema wechselte. „Was hat das mit dem Sutta und mit dem Frieden des Herzens zu tun?“

Sergio hatte seine abwartende Haltung vollständig aufgegeben. Seine Augen leuchteten. Zum ersten Mal war nicht er der Zuhörer, den andere über die Welt aufklärten, sondern er zeigte jemandem, was er in den letzten Monaten gelernt hatte.

Er war mit vielen Dingen nicht einverstanden, die er vernommen hatte, dazu war er zu rebellisch und nahm seinen eigenen Weg.

Aber das Kloster und das Internat hatten ihn aus dem Leben befreit, wo er auf der Hut sein und um jeden Happen kämpfen musste. Es war nicht Dankbarkeit, die ihn trieb, sondern das tiefe Gefühl, das Richtige zu tun. Genau genommen war er in seinem ganzen Leben noch nie so glücklich gewesen. Und neben der Fürsorge der Mönche und Nonnen, die ihn unterrichteten, war es das, worin sie ihn schulten, Glück.

Sie nannten es die Worte Buddhas. Ihm war egal, wie es hieß, nie zuvor hatte er sich so zufrieden gefühlt; er saß mit allen zusammen am Tisch und sie nahmen das Essen zu sich, das sie selbst angebaut hatten.

„Ich glaube“, sagte er deshalb zu der Frau aus der anderen Welt, „der Friede des Herzens ist das größte Glück, was einem widerfahren kann. Wenn man weiß, was dieser Frieden ist, wird man es nie wieder vergessen.“

Ich habe diesen Frieden hier erlebt und gesehen, dass es den anderen auch so geht. Ich möchte mein Leben so einrichten, dass dieser Frieden immer bei mir bleibt.“

Während Indina Sergio bei seiner flammenden Rede zuhörte, war in ihrem Inneren etwas passiert, von dem sie nicht genau wusste, was es war. Sergio hatte sie angesteckt, das war's. Sie fühlte sich, als hätte jemand einen Schalter umgelegt und das Licht war angegangen. Was das bedeutete, konnte sie nicht genau sagen.

Sie hörte kaum den Gong der Thera, der das Ende der Begegnung anzeigte, sie war in Gedanken.

Automatisch nahm sie ihre Matte und legte sie wieder auf ihren Platz. Sie richtete ihr Kissen aus und bereitete sich auf die abschließende Meditation vor, in der sie das Geschehen der beiden Sitzungen Revue passieren lassen wollten.

Ihr Atem ging leicht, ein Zug nach dem anderen. Sie dachte an nichts. Ihr Körper lag schwer auf der Meditationshaltung und war zum ersten Mal eine Einheit geworden, nicht einmal ihre Knie schmerzten.

Sie fragte sich nach ihrem Gefühl. Sie spürte Wärme in ihrem Körper und ihrem Geist. Schon lange hatte sie sich nicht mehr so gefühlt. Eine unerklärliche Freude überkam sie.

Sie sah sich als Baby und schaute in das Gesicht ihrer Eltern, die sich über sie beugten. Ihre Mama strahlte sie an und legte sich neben sie auf den Boden. Der Papa war auf der anderen Seite. Sie lag zwischen ihren Eltern und spürte die Wärme ihrer Körper. Sie war glücklich.

Die Meditation vertiefte sich. Alle Erinnerungen fielen von ihr ab. Sie sah ihrem Geist zu, der ohne einen Gedanken war, der zu bearbeiten war, es gab nichts, das ihn beschäftigte.

Weißes Licht umgab sie, weißes, warmes Licht. Der Körper wurde leicht, sie spürte ihn nicht mehr. Er war Teil des Lichts geworden. Sie blieb einfach sitzen.

Die Zeit schaute sie an und ging wieder vorbei. Geräusche aus der Umgebung kamen an ihr Ohr. Sie nahm sie wahr, sie hatten keine Bedeutung, sie betrafen nicht sie, sie musste nicht handeln oder sie verstehen, sie verklangen wieder. Es erreichten sie neue Geräusche, aber auch die blieben berührungslös. Sie tat nichts dafür, um diesen Zustand aufrecht zu erhalten, er erhielt sich von selber.

Indina spürte, wie zwei Teile, die vorher getrennt waren, sich miteinander verbanden: Der Körper war nicht weiter das vom Geist beobachtete Objekt, und der Geist gab die Kontrolle auf. Es war nicht Synergie, die sie antrieb, bei der sich beide Teile die Hände schüttelten und Zusammenarbeit vereinbarten. Es war auch keine geschlechtliche Vereinigung, bei der sich halbe Chromosomensätze zu einem neuen, ganzen vereinigten.

Es war anders: Die Gegensätze lösten sich auf. Hatten Körper und Geist vorher Merkmale formuliert, mit denen sie sich voneinander unterschieden, taten sie diese für das neue Projekt zusammen. Beiden, Körper und Geist war es eine Freude, ihre vormals so ängstlich gehüteten Merkmale in den neuen Topf zu tun, wohlwissend, dass sie die Entwicklung damit voranbrachten.

Sie definierten sich nicht mehr durch den Unterschied, sondern, ja unvorstellbar, ihr fehlten die Worte und es poppten Plattitüden auf: durch das gemeinsame Ziel, Freude, Glück oder das metaphysische Licht, das immer zitiert wurde, wollte man Großes beschreiben. Indina fühlte sich vollständig, so vollständig, wie sie sich noch nie im Leben gefühlt hatte.

Als der Ton des Gongs an ihr Ohr kam, zog dieser an einer Leitung, die irgendwo ins Gehirn führte. Es war wie ein Theatervorhang, der sich öffnete. Es kam alles zurück, die Meditationshalle, die Buddhastatue, die Thera und die Nachbarn, die langsam ihre Glieder streckten.

Indina wurde wieder Indina, wie sie sich kannte und hatte, wer weiß wie lange auf dem Kissen gesessen. Es kam ihr vor wie Minuten, es konnten aber auch Stunden sein.

Es hatte einen Bruch gegeben in der Vergangenheit, da war niemand, der die Ereignisse aufgeschrieben hatte, in dem Notizbuch waren leere Seiten. Als Indina auf die leeren Seiten sah, fand sie, dass es die schönsten aus dem ganzen Notizbuch waren. Sie waren voller Licht und strahlten sie mit Freude an.

Die Thera sah in die Runde und machte einen zufriedenen Eindruck. Mufti hatte mal wieder recht gehabt, als er das Treffen einberufen hatte.

„Der Küchendienst hat in der Teestube Heißgetränke serviert. Wer möchte, kann danach mit auf eine kleine Wanderung gehen. Wir gehen erst im Schweigen, später wollen wir uns über die Erfahrung der Sitzung austauschen.“

Sie verneigte sich vor der Buddhastatue und verließ den Raum. Die Teilnehmer gingen hinter ihr her. Leise Gespräche entstanden.

Indina richtete sich auf und suchte Sergio aus den Augenwinkeln. Nicht, dass sie ihn unbedingt sprechen wollte, sie wollte ihn nur noch einmal ansehen, sie wollte wissen, wie er aussah. Das Gespräch mit ihm hatte ihr einen Raum eröffnet, dessen Existenz sie gespürt, von dem sie aber nicht gewusst hatte, wo der Eingang war. Es konnte sein, dass Sergio gar nicht persönlich der Auslöser war, als die Nähe, die sich zwischen ihnen entwickelt hatte.

So trottete sie aus der Meditationshalle, als ihr Mufti entgegenkam.

„Ja, so will ich deine Augen sehen“, sagte er und lachte. „Jetzt hast du Witterung aufgenommen und merkst, warum du hier bist. Das Metta Sutta hat dir das Herz geöffnet.“

Manchmal muss man auf den Berg steigen und die Wolken unter sich lassen, um zu verstehen, warum man auf der Welt ist. Es gibt Besseres, als einsam sein Ziel zu verfolgen. Oder? Wie siehst du das?“

Indina sah den lächelnden Roboter an, der sich aufrichtig freute, dass es ihr gut ging.

„Da hast du recht. Aber ich werde noch eine Weile brauchen, bis ich das Alles verarbeitet habe und es bei mir angekommen ist.“

„Du meinst mit deiner Arbeit? Gehe kleine Schritte und stelle dein Leben nicht von heute auf morgen auf den Kopf. Du wirst feststellen, wie viele Möglichkeiten sich dir bieten, im Alltag zu praktizieren. Du brauchst weder Nonne zu sein, noch eine Meditationshalle, um glücklich zu sein und deinen Weg zu gehen.“

Indina war noch nie einem Roboter begegnet und fand ihn komisch. Immer, wenn er überlegte, war er abwesend, wie abgeschaltet, und bumm, war er wieder da.

„Morgen kommt die Buddha Maitreya. Die wird den Raum, der heute entstanden ist, vergrößern helfen. Vielleicht kannst du sie nach einem Zugang für die Gedankenübertragung fragen, wie sie ihn die Ordinierten praktizieren.“

„Danke Mufti.“

Die Maitreya

Das Wecken zur Frühmeditation am nächste Tag ging wie üblich vonstatten. Als Indina in die Meditationshalle stapfte, saßen die anderen schon auf ihren Kissen, sie war eine der Letzten. Darum bemerkte sie die Veränderung erst später.

Es war in den vergangenen Tagen öfters vorgekommen, dass die Thera die Leitung der Meditation an eine andere Nonne oder einen Mönch abgeben hatte. Die Nonne, die heute den Platz neben der Buddhastatue eingenommen hatte, hatte Indina noch nie gesehen.

Die Sitzordnung war wieder in den Halbkreis geändert worden. Indina hatte einen Platz mittig in der vorletzten Reihe, die vorderen Reihen waren alle besetzt, als sie in die Halle kam.

Das Morgenchanting und die Meditation waren kürzer als an den Tagen zuvor. Den Teilnehmern schien das nicht ungelegen zu kommen, im Gegenteil machten sie einen frischeren Eindruck als sonst.

„Wir treffen uns nach dem Frühstück wieder hier“, kündigte die Nonne an, als sie die Halle verließen.

Indina war erstaunt über die Stimme, die sie zum ersten Mal hörte. Sie erkannte amerikanisches Englisch, konnte den Akzent aber nicht zuordnen.

Indina gestaltete das Frühstück bewusst kurz, weil sie bei der darauffolgenden Sitzung unbedingt einen Platz in der ersten Reihe ergattern wollte. Die Nonne kam zusammen mit einem Mönch, der sich rechts von der Buddhastatue niederließ. Nach der einleitenden Meditation ergriff die Nonne das Wort.

„Mein Name ist Pavati, der Mönch neben mir ist Shunyata. Ich wurde hier im Reservat geboren. Mit 7 Jahren haben meine Eltern mich an ein Kloster in Ghana, Westafrika zur Ausbildung gegeben.

Da wurde ich zusammen mit Shunyata ordiniert. So oft es geht, sind Shunyata und ich gemeinsam auf Wanderschaft. Wenn die Gelegenheit es ergibt, erzähle ich euch später, wie es dazu gekommen ist. Ich freue mich, euch kennenzulernen.“

Die Nonne verstummte und löste sich aus dem Sichtkontakt mit dem Publikum. So blieben sie und der Mönch eine Weile sitzen, ohne sich zu bewegen.

Indina spürte Unruhe um sich herum. Sie fragte sich, ob sie das gleiche Gefühl hatte. Aber es war keine Unruhe, sondern sie und das Publikum waren voller Erwartung. Da vorne saßen zwei Menschen, die angekündigt waren und alle dachten an etwas Besonderes, das die Nonne mitgebracht hatte.

Je länger sie warten musste, desto mehr kamen sie zur Ruhe. Das Rascheln neben Indina hörte auf, die Blicke, die nach vorne gerichtet waren, senkten sich, der Atem wurde gleichmäßiger, das Publikum fiel in Meditation.

Die Stimme kam wie aus dem Nichts: „Kennt ihr den Wintertag, wenn es draußen das erste Mal geschneit hat? Ihr kommt aus dem Haus, macht den einen Schritt in den Schnee und bleibt stehen. Der Geruch des Schnees zieht euch in die Nase, ein Geruch, den es den ganzen Sommer über nicht gegeben hat. Und dann spürt ihr die Ruhe, diese unglaubliche Stille. Der Schnee hat alles verschluckt und alle Geräusche mit einem Schleier überzogen.“

Dann macht ihr den nächsten Schritt, ihr geht aus der Tür. Alles hat sich verändert. Die Bäume, die gestern noch braune und schwarze Äste ohne Blätter hatten, sind weiß. Das letzte Gras im Garten ist bedeckt und auch weiß geworden. Ihr bleibt wieder stehen. Ihr könntet einen Schneemann bauen, einen Schneeball werfen, vor Freude schreien, den Schnee probieren, aber ihr bleibt stehen. Ihr wollt den Moment der Stille, der Veränderung genießen und erst langsam reagieren, der Schnee ist so unberührt und neu.“

Die Nonne verstummte. Sie hielt die Augen gesenkt, als ob sie sich konzentrierte. Aber es war nicht Konzentration, meinte Indina zu spüren. Es war eher, als ob sie den Faden fallen ließe und, wie sagte man in der Computersprache, auf den Reset-Knopf gedrückt hatte: Das Betriebssystem war da, aber alle vorherigen Gedanken hatte sie fallengelassen. Sie fing neu an, die Speicher waren leer, jungfräulich, die 6 Sinne⁵ waren eingeschaltet, sie war da.

„Shunyata hier neben mir, hat noch nie Schnee gesehen, weil er in den Tropen aufgewachsen ist. Er hat über Schnee gelesen, aber er hat ihn noch nie in der Hand gehabt, er weiß nicht, was Schnee ist. Als wir hierher gekommen sind, sind wir deswegen auf den Humphreys Peak⁶ gestiegen, auf dem es Schnee gibt. Shunyata hat all das gemacht, was wir als Kinder gemacht haben, er hat mich sogar ‚eingeseift‘.“

Sie sah Shunyata an und lachte.

„Shunyatats Verhalten ist eine Parabel auf unser Leben. Wir haben schon so viel Schnee fallen sehen, dass er nichts Neues für uns ist. Schnee bedeutet Arbeit, die Einfahrt freihalten, den Gehweg räumen, vielleicht läuft es durch das Garagendach, das repariert werden muss.“

Wo ist das Potenzial, wo ist die Energie, die der Schnee mit sich bringt? Der Schnee ändert unser Leben, er fordert uns heraus. Und wir verbinden ihn mit Arbeit, Mühsal, etwas Negativem.“

Shunyata lächelte. Sie waren aus der Seilbahn gestiegen und waren ein Stück durch den Schnee gelaufen, um einen freien Blick auf die umliegenden Berge zu haben. Dabei war er ausgerutscht und wäre gefallen, wenn Pavati ihn nicht aufgefangen hätte. Die Skifahrer verkniffen sich ein Lachen, als sie die beiden in braunen Roben sahen, wie sie mit unpassenden Schuhen gegen die Elemente kämpften.

„Stellt euch vor, vor euch steht ein Buddha, ein neuer Buddha. Dieser Buddha spricht zu euch und sagt, dass ein neues Zeitalter angebrochen ist. Er sagt zu euch, dass ihr Buddhas Lehre mitnehmen sollt. Dann lädt er euch zu dem nächsten Schritt ein, ähnlich wie dem ersten Schritt in den Schnee.“

Ihr steht in einem Neuen Land, zumindest glaubt ihr das. Das sieht genauso aus wie das Alte Land, aber etwas Entscheidendes hat sich geändert. Ich meine den Schnee, nämlich wie Shunyata ihn gebraucht hat: Er spielt damit, er freut sich auf den Schnee!

Und noch etwas hat sich geändert: Die anderen Erwachsenen spielen auch mit dem Schnee. Es gibt Schneeballschlachten, Einseifen, Schlittenfahren und Iglus bauen, und was es alles gibt.

Was das soll? Was ich damit sagen will? Die Zukunft ist nicht die Verlängerung der Vergangenheit. Und vor allen Dingen kann die Zukunft nicht schlecht sein, denn wir Menschen sind es, die die Zukunft gestalten, es ist unsere Zukunft.

⁵ Buddhistisch wird auch der Geist als Sinn betrachtet, der die Sinneswahrnehmung mit Bewusstsein durchzieht.

⁶ Der Humphreys Peak ist ein Berg in der Nähe von Flagstaff, Arizona.

Der Buddha ist vor fast 2600 Jahren gestorben. In dieser Zeit ist viel passiert. Oder sagen wir es andersherum: Es ist hoffentlich viel passiert, denn der Buddha hat seit 2600 Jahren gewirkt. Wenn nichts passiert wäre, würde ich provokant behaupten, dass an dem Buddha und der Lehre etwas nicht gestimmt hat.

Aber Spaß beiseite. Nicht die spielerische Albernheit der Erwachsenen in der Neuen Welt ist das Merkmal, sondern es ist das Symbol für ihre Losgelöstheit, der Buddha nennt es Upekkha⁷, den Gleichmut.

Nicht das Erwachsene, Vernünftige, von Gesetzes wegen vorgeschriebene Reinigen des Gehwegs steht im Vordergrund, sondern der neue, noch namenlose Schnee, der anders riecht, der aber noch keine Bestimmung hat. Es ist der Schnee, der noch frei ist und es sind die Menschen, die frei geworden sind, namenlos, neu.“

Erstaunen stand in den Gesichtern der Zuhörer.

„Vor uns steht eine Neue Welt. Viele Anzeichen deuten darauf hin, dass jetzt der richtige Zeitpunkt ist, die Türen zu öffnen und den neuen Ideen nachzugehen.

Wenn wir die Türen achtsam öffnen und uns nicht von unserer Neugier treiben lassen, werden wir die geöffneten Türen wie den ersten Schnee behandeln, unberührt. Wir fangen bei Null an. Alles, was wir mitbringen, stellen wir auf den Prüfstein, ob wir es noch brauchen. Die Alte, die 4. Welt war mühsam und hat uns viel abverlangt. Vieles von dieser Welt wird überflüssig sein. Es ist Zeit, aufzuräumen.

Gute Gelegenheit, auch bei euch aufzuräumen. Ihr habt viel Ballast angesammelt, Dinge, die euch liebgeworden, oder lieb gemacht worden sind, die ihr untersuchen solltet, ob sie nützlich sind. Je weniger wir mitnehmen und darauf vertrauen, dass wir mit Allem versorgt sind, was wir zum Leben brauchen, desto einfacher wird uns eine Welt gelingen, die erwachsenen Menschen würdig ist.“

Pavati hatte ihren Vortrag beendet und wollte sich vor der Buddhastatue verneigen, als sie die aufgeregte Meldung aus dem Publikum sah.

„Wenn du von der Neuen Welt sprichst, in die wir nach deinen Worten schon eingetreten sind“, fragte die Nonne, die beim Mittagessen darüber gesprochen hatte, „wie verhält es sich dann mit Liebe, insbesondere der Liebe unter Ordinierten?“

Pavati hatte schon davon gehört, dass über dieses Thema debattiert wurde.

„Ich glaube, wir haben heute genug Neues angesprochen und möchte das Thema auf morgen vertagen. Lasst uns das Gehörte sich sacken lassen und nehmt es mit in die Meditation. Danke.“

Sie rezitierten das Namō Tassa⁸ und meditierten für eine halbe Stunde. Einige Teilnehmer blieben sitzen, andere erhoben sich leise und gingen hinter der Nonne und dem Mönch aus der Halle.

⁷ Upekkha ist die 4. Brahmavihara. Hier nachzulesen:

<https://de.wikipedia.org/wiki/Brahmavihara>

⁸ Das Namō Tassa ist das am meisten benutzte Chanting (Rezitation):

„Verehrung ihm, dem Erhabenen, Heiligen, vollkommen Erwachten!“

Oder Pali: „Namō Tassa Bhagavato Arahato Sammāsambuddhassa!“

Der ganze Text: <https://www.die-lehre-des-buddho.de/sangha/die-t%C3%A4gliche-andacht-puja/>